

Kotzebue: Ausgewählte Kleine Prosa
Band 2



August von Kotzebue

Ausgewählte
Kleine Prosa

Band 2

Kommentare und Kritiken
Übersetzungen
Aus dem Nachlass

Mit einem Nachwort
herausgegeben von
Fabian Mauch

Wehrhahn Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Auflage 2020

Wehrhahn Verlag

www.wehrhahn-verlag.de

Satz und Gestaltung: Wehrhahn Verlag

Druck und Bindung: Sowa, Piaseczno

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Europe

© by Wehrhahn Verlag, Hannover

ISBN 978-3-86525-785-7

Inhalt

Kommentare und Kritiken

Voltaire und Geoffroy, Wieland und Schlegel (1803)	11
Die Kunst, die Weiber treu zu machen (1803)	12
Beweis, dass Herr von Göthe kein Deutsch versteht (1805)	16
Deutsche und französische Trauerspiele (1809)	21
Ein französisches Urtheil über Emilie Galotti (1809)	46
Ein Versuch über die Geschichtte (1809)	50
Frey Gedanken (1809)	62
Der russische Soldat (1810)	65
Fragmente über die Musik (1810)	74
Vertheidigung des Negersklavenhandels (1811)	79
Worauf deutet die Handschrift eines Menschen? (1811)	81
Franklin (1812)	85
Vortheile, welche Deutschland unter französischer Herrschaft erworben (1818)	93

Aus meinem Leben von Göthe (1818)	96
Leserbrief (1818)	101
Die deutschen Classiker (1818)	104
An das Publikum (1818)	107
Der Herr Hofrath Fries (1818)	111
Erste und letzte Erklärung wegen der dem Unterzeichneten entwendeten Handschrift (1818)	116
Bonaparte auf St. Helena (1818)	126
Napoleons Selbstschilderung (1818)	130
Ueber Sprach-Reinigung (1818)	133
Amerika, dargestellt durch sich selbst (1818)	136
Ueber Deutschland (1818)	139
Die Stimme des Zeitgeistes an das deutsche Volk (1818)	154
Eschenmayer's Psychologie (1818)	180
Die Verstandesf��higkeiten eines Orangutang (1818)	184
Moses Mendelssohn (1819)	190
Bemerkung (1819)	199
Unsere Zeit (1819)	201

Übersetzungen

Fragment aus Iwan Iwanow Tschudrin's noch ungedruckter Reise durch China (1805)	227
Der Mensch (Vom Grafen von Rochester) (1808)	250
Shakespeare (1811)	253
Eine alte Vertheidigung der Juden (1814)	257
Die Belagerung von Corinth Gedicht von Lord Byron (1818)	275

Aus dem Nachlass

Mein letzter Wille (1813)	295
Ueber Theater-Coup's	299
Woher kommt es, daß ich so viele Feinde habe?	302

Anhang

Nachricht von einem Urtheil wider Herrn von Kotzebue (1818)	327
Anmerkungen	333
Emendationen des Herausgebers	347

Quellenverzeichnis	350
Nachwort	353
Editorische Bemerkung	366
Errata in Band 1	368
Personenregister	369

Kommentare und Kritiken

I
c
c
v
t
z
z

Voltaire und Geoffroy, Wieland und Schlegel

In einem kürzlich erschienenen Französischen Gedichte, betitelt: *Wahrheiten, die an der Tagesordnung sind*, kommt unter andern eine Strophe vor, in welcher man, statt der Nahmen Voltaire und Geoffroy, nur Wieland und Schlegel setzen darf, um sie völlig passend für unsere Nation zu machen.

*Enfin l'Europe est detrompée,
La raison a repris ses droits:
Wieland et sa gloire usurpée
Du néant vont subir la loi.
Envain le siècle qui l'admire
Au Parnasse l'a couronné;
Le siècle entier est en delire,
Puisque Schlegel l'a condamné.¹*

Die Kunst, die Weiber treu zu machen

Unter diesem Titel erschien im Jahre 1717 zu Paris ein Buch,² das man beym ersten Aufschlagen für eine scherzhafte Neckerey halten möchte; aber der Verfasser hat die Sache in der That mit der größten Ernsthaftigkeit behandelt. Freylich sind seitdem beynahe hundert Jahre verflossen, und seine Recepte haben, so viel man weiß, noch nichts geholfen; aber es ist die Frage: ob die vorgeschlagenen Mittel bey den Weibern nichts gewirkt haben; oder ob sie von den Männern nicht gehörig administriert worden sind.

Was müssen denn also die Männer thun, um, wie der Verfasser sich ausdrückt, die Vergifter der Quelle ihrer Zufriedenheit (nehmlich die Liebhaber) zu entfernen?

Erstens sollen sie nur Gattinnen von wahrhaft christlichen Eltern wählen, weder schön noch häßlich, weder prüde noch kokett; keine Gelehrte, keine Spielerin. Die Frau soll von geringerem, oder doch nur gleichem Stande seyn. Wähle dir, sagt der Verfasser, einen Freund von höherer Geburt, eine Gattin von niedri-

gerer als die deinige; sonst vermählst du dich einem Herrn. – Gieb deinem Weibe stets das Beyspiel guter Sitten; foderst du Treue von ihr, so sey selbst treu. – Sage nie Zweydeutigkeiten in ihrer Gegenwart, sey nie wollüstig im Gespräch. – Deine Laune bleibe sich gleich, wie vor so nach der Hochzeit. – Sey immer reinlich; übertreibe diese Tugend allenfalls ein wenig. – Gewöhne sie nicht an allzu feine Aufmerksamkeiten; sie fodert sonst bald deine Güte als Pflicht. – Ueberrede sie, daß alle Liebhaber flatterhaft und indiskret sind. (Ja, wenn sich so etwas nur überreden ließe!) – Mache ihr weis, die galanten Frauen, deren Intrigen die ganze Welt kennt, würden unschuldig verleumdet; dann verliert sie die Lust, es solchen nachzuthun. – Rühme ihr oft die Weisheit der Gesetzgeber, welche treulose Weiber hart bestrafen. – Habe unbestechliche Bedienten, die nur deinem Interesse ergeben sind. (Wie bekommt man die?) – Kaffeeschwestern und Wittwen laß nicht in dein Haus kommen. Die Wittwen sind zu unterrichtet, dringen sich gern zu Vertrauten auf, und lösen zuweilen der Gattin Räthsel, die besser ungelös't bleiben.

Man muß bekennen, daß diese Lehren manches sehr Gute und Brauchbare enthalten; das meiste gilt aber eben sowohl von der Frau gegen den Mann, als von dem Manne gegen die Frau. Eine Gattin, die immer gleicher Laune, immer reinlich ist, und eine gewisse zarte Anständigkeit, trotz dem

genuaesten Umgange, nie verletzt, kann wohl ziemlich sicher auf die Treue ihres Mannes rechnen.

Was soll denn aber nun geschehen, wenn jene Regeln alle befolgt wurden, und die Frau dennoch strauchelt? – Antwort: Anfangs mache man ihr sanfte Vorstellungen. Helfen die nicht, so reiche man ihr nur die Lebensnothdurft, versage ihr jedes Vergnügen, und besonders den Putz. Dann drohe man, und endlich sperre man sie ein. Verharret sie, Trotz alle dem, so ist sie, sagt der Verfasser, ein eingefleischter Teufel; sie ist nicht werth, daß man sich ihretwegen betrübe, man jage sie fort.

Ehe es aber zu solchen Extremitäten kommt, kann man noch eine kleine Kriegslist anwenden, die wirklich nicht übel ausgedacht ist. Der Mann suche insgeheim, und ohne daß es merklich wird, zu erfahren, was etwa seine Frau in dieser oder jener Gesellschaft, in welcher sie sich ohne ihn befand, gethan und gesprochen; dann erzähle er seiner Frau am andern Morgen mit lachendem Munde, daß sie die Gewohnheit habe, im Schlaf zu reden, und zum Beweise wiederhole er die gestern gesprochenen Worte. Wenn diese List einige Male mit Glück angewendet wird, so wird die Frau sehr bald überzeugt werden, sie rede wirklich im Schlafe; und ist sie nur davon erst einmal überzeugt, so wird sie, aus Furcht, sich selbst zu verrathen, manches unterlassen.

Das ungefähr ist der Inhalt jenes seltsamen

Büchleins, welches mehrere Auflagen erlebt und nichts gewirkt hat. Hin und wieder ist es mit artigen Anekdoten durchwebt, wovon wir schließlich hier eine zum Besten geben.

Am Theetisch einer Marquise rühmte man die Thaten des Marschalls von Sachsen. »Nun ja,« sagte die muntere und schöne Wirthin; »er hat die Feinde des Staats besiegt, konnte aber seine Leidenschaften nicht überwinden. Er hat Schlachten gewonnen; ich habe mehr gethan: denn ich liebte ihn, und habe ihm widerstanden. Er hat nur unsere Provinzen vertheidigt, ich aber meine Tugend.« – Uns dünkt, sie hatte Recht.

Beweis, daß Herr von Göthe kein Deutsch versteht *)

Göthe war Schillers Freund, und gewiß um so inniger, da er es nicht immer gewesen, sondern Schillers Verdienste und Anspruchlosigkeit ihm erst spät seine Freundschaft abringen konnten. Göthe hat, um Schillers Andenken zu ehren, ihm eine höchst seltsame Todtenfeier auf dem Theater zu Lauchstädt veranstaltet, wo, wie man versichert, Bier getrunken, und Glocken von Rosenketten in die Höhe gezogen wurden. Er hat diese Feier durch einen Epilog von ihm selbst verherrlicht, von dem das Publikum viel, sehr viel, und mit Recht erwartete. Das holprigte Meisterstück ist nun gedruckt im Taschenbuch für Damen für 1806.,³ und beweist auf drey kleinen Blättern, daß Göthe leider kein Deutsch versteht.

Gleich in der zweyten Zeile, »bewegt sich das Land segenbar.« Doch wir wollen ihm, um des Reims willen, erlauben, neue Worte zu machen.

*) Ich ersuche die Leser, sogleich die Unterschrift anzusehen. G. Merkel.

Zu Anfang der zweyten Stanze »hört er schreckhaft mitternächtiges Läuten.« Schreckhaft heißt zum Erschrecken geneigt seyn. Göthe braucht es aber für erschrocken. Man kann jedoch erschrecken ohne schreckhaft zu seyn.

Und was vernimmt er? Ein Läuten, das die Trauertöne schwellt. Sehr falsch, denn schwellen heißt zunehmen, wachsen, das Läuten kann aber nur die Töne hervorbringen, und hat an Zu- oder Abnahme derselben gar keinen Anteil. Könnte man sagen: das Läuten schwelt die Töne, so müßte man auch sagen können: das Läuten verhallt die Töne. Eines ist so sinnlos, wie das Andere.

Weiter hin erzählt Göthe, wie bald Schillers Ernst wohlgefällig bald raschgewandt war. Das erste bald heißt hier früh, was aber Göthe nicht sagen wollte. »Wie sein Ernst bald wohlgefällig bald raschgewandt war«, das hat er sagen wollen und nicht zu sagen verstanden, weil den großen Dichter die Scansion⁴ fesselte.

Er nennt Schiller sicherstellig, der Himmel mag wissen, was er mit diesem neuen Worte ausdrücken wollte, er selbst weiß es schwerlich.

»Schiller hat den lebensklaren tiefen Sinn erzeugt.« Also in dem Lebenschlaren selbst liegt kein tiefer Sinn? Schiller hat ihn erst erzeugen müssen? dann war Schiller ein Gott! Ich habe wohl geglaubt, ein großer Geist könne tiefen Sinn in einer Sache

finden, der Andern verborgen blieb; aber ihn erzeugen?! –

»Schiller hat sich in Rath und That ergossen, die Göthe genossen hat.« – Weder Rath noch That lässt sich genießen. Man darf höchstens sagen: eines Rathes genießen, denn der Genitivus bezieht sich auf die Würkungen desselben. Aber einen Rath hat, außer Göthe, noch niemand genossen.

»Schiller hat sich in Weimar zum Daurenden gewöhnt.« Also in Weimar ist das Daurende anzutreffen? – Göthe hat sagen wollen: Schiller habe sich dort zum Ausdauern gewöhnt, drückte sich aber ganz falsch aus. Bekanntlich ist in dieser sublunaren Welt nichts Dauerndes, wenn daher Weimar des göttlichen Privilegiums sich erfreute, das Dauernde in seine Mauern einzuschließen, wer würde nicht dahin wallfahrten!

»Reichgestaltig ist manch sein tiefes Werk.« Ein Sprachschnitzer den man keinem Tertianer verzeihen würde.

»Schiller las mit heiterm Blicke das dunkle Buch durch Zeit und Land.« Wenn ich mir hier einen Sinn herausgrüble, so liegt er wenigstens nicht in diesen Worten, die so auffallend gegen die Regeln der Sprache verstößen.

»Ein Lächeln hat Göthe glücklich ihn (nicht ihm) abgewonnen.«

So viel Sprachfehler in zehn Stanzen!

Ausserdem spricht Göthe noch von einer Weimarischen Völkerschaar; sagt sehr gemein:

soll das Läuten
— — — unsern Freund bedeuten?

An dem sich jeder Wunsch geklammert hält?
Behauptet, Schillers Verdienst verwirre die Welt!
(Mich wundert, daß er uns nicht überreden will,
der jetzige Krieg sei wegen Schiller entstanden.)

spricht von Schillers Muthe, der früher oder später den Widerstand der stumpfen Welt besiegte – (was meynt er damit? Die Welt war nie so stumpf, daß sie dem Zauber von Schillers Dichtkunst widerstanden hätte. Nur Göthischem Bombast widersteht sie, eben weil sie nicht stumpf ist.)

Endlich sagt Göthe:

»Er wendete die Blüte höchsten Strebens.
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.«

Das klingt recht hübsch, ist aber nichts dahinter. Denn wenn das höchste Streben nur eine Blüte hat, was soll den die Frucht hervorbringen? Oder nannte er das Leben die Blüte des höchstens Strebens? (man kann es auch so verstehen, da kein und dazwischen steht) dann würde es heißen, erstens: das höchste Streben der Natur ist mir unverborgen, und zweitens: die Natur kann nichts Höheres hervorbringen als Leben.

So schwinden die hüpfenden Irrlichter wenn man ihnen nahe tritt. Sollte man diese Beleuchtung Micrologie schelten, so besinne man sich doch,

daß Göthe bei fremden Nationen für einen unserer ersten Dichter gilt, daß sie unsren Geschmack, unsere Fortschritte in der Sprache, noch immer nach seinen Produkten beurtheilen, weil sie dem untergehenden Gestirn nicht so nahe stehn als wir, und daß man folglich nicht laut genug die Stimme erheben kann; zumal wenn der Gedanke sich dabei aufdringt: Göthe verstehe es wohl besser, aber er meyne, für uns sei alles gut genug, und wenn er nur niese, so müssen wir niederfallen und anbeten.

Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae fuit; sagt Seneca irgendwo.